

weder zwischen den Gittern stecken bleiben noch hindurchrutschen. Diese Haltungseinrichtungen müssen ausbruchssicher sein. Bei der Verwahrung kann man grob zwischen drei Formen unterscheiden (wobei zu beachten ist, dass es häufig Überschneidungen gibt): Zunächst gibt es eine funktionale, gewissermaßen darreichende Form der Aufbewahrung. Ein Messerblock steht da und bietet dem Koch seine verwahrten Gegenstände zur Benutzung an. Damit die Messer keine Gefahrenquelle darstellen, sind die Klingen im Inneren des Blocks versenkt und nur die Griffe ragen heraus. Genauso funktionieren Nadelkissen und Flaschentrocknergestell, Wäscheleine oder Geschirrgitter. Eine weitere Aufbewahrungsform hat präsentierenden Charakter: Der Inhalt soll ausgestellt sein, die Verwahrung soll auf den Inhalt und seine Bedeutung schließen lassen. Beispielhaft dafür sind Produktverpackungen und Vitrinen. Ein Museum bedient sich dieser Form genauso wie ein Supermarkt (jener versucht gewöhnlich seine darreichende Form der Aufbewahrung möglichst präsentativ zu gestalten, um damit den Kaufanreiz zu steigern). Im heimischen Wohnzimmer kann, neben einem beleuchteten Fach in der Schrankwand, auch ein einfacher Setzkasten diese Funktion erfüllen. Beim ertragreichen Erziehungsschnitt zieht man Pflanzen entlang einer Wand oder einer Stütze. Das bringt sie nicht nur besser zur Geltung, sondern erhöht auch ihre Produktivität. Bei den meisten Gehölzen hemmt das waagrechte Festbinden der Triebe deren Spitzenwachstum. Dadurch entwickeln sie mehr Seitenzweige. Bei vielen Pflanzen, besonders in der Familie der Rosengewächse, blühen und fruchten diese Seitenzweige deutlich besser. Das ist der Hauptgrund, warum man Birnen und Pfirsiche häufig als Spalierobst zieht. Die präsentierende

Funktion erschöpft sich darin, den Betrachter bei der Ansicht der Dinge leer ausgehen zu lassen. Der Anblick ist eine Vorwegnahme der Berührung und das Bild mit seiner Beschriftung die Vorwegnahme des Kaufes. Die Werbung führt also weder zu einer halluzinatorischen Befriedigung, noch zu einer praktischen Mediation in die Wirklichkeit. Das Verhalten, das sie hervorruft, ist eine enttäuschende Velleität, eine unerreichte Absicht, eine beständige Gereiztheit, ein häufig sich einstellendes Versagen, die Verlockung der Gegenstände, das Aufbegehren der Wünsche. Das Lesen der Reklamebilder endet in einem blitzschnell abrollenden Psychodrama. Der Betrachter gibt sich passiv dem Schauspiel hin und wird unversehens Verbraucher. Das Bild muß aber einfach und zweckhaft gestaltet sein, um leicht verständlich zu erscheinen; tauchen dennoch Unklarheiten auf, so muß der Sinn durch ein weiteres Gespräch verdeutlicht werden, und dessen Inhalt wird zu einer zweiten Mitteilung. Und auf diese Art weist das Werbebild durch seine »Legenden« auf immer weitere Anschläge. Schließlich besänftigt die Werbung das Gewissen der Allgemeinheit mittels einer gezielten sozialen Semantik, die letztlich nur noch auf eine einzige »Bezeichnete« ausgerichtet ist: auf die Globalgesellschaft. Ihr bleiben sodann alle Rollen vorbehalten: Sie weckt eine Reihe von Vorstellungen, trachtet aber sogleich deren Bedeutung einzuengen; sie flößt Angst ein und beschwichtigt sofort, sie zeigt sich verschwenderisch und enttäuscht die Erwartungen, sie mobilisiert und rüstet ab. Im Zeichen der Werbung errichtet sie ein Reich der Freiheit des Wunsches. Aber tatsächlich ist der Wunsch nie frei; das wäre nämlich das Ende der sozialen Ordnung. Der Wunsch wird im Werbebild nur bis zu jenem Grad geweckt, in dem er die Reflexe der Angst und Schuldhaftigkeit eben dieser Willensregung auszulösen imstande ist. Die durch das Werbebild angelockte, wieder verscheuchte und schuldhaft gemachte Velleität des Wunsches wird von der sozialen Instanz festgehalten. Verschwenderische, doch bloß imagi-

Nacken hinunter liegen die Haare dick, dunkelblond und glatt. Er wehrt sich dagegen, sie schneiden zu lassen.

Es ist für mich schwierig, meinem Bruder etwas in seine runden Ohren zu flüstern, wenn wir im Auto sitzen. Auf jeden Fall kann er nicht zurückflüstern, weil er nach vorn sehen muß, geradeaus auf den Horizont oder auf die weißen Linien der Straße, die auf uns zurollt, eine langsame Welle nach der anderen.

Die Straßen sind fast immer leer, weil Krieg ist, nur manchmal begegnen wir einem Lastwagen, der mit gefällten Baumstämmen beladen ist oder mit frischem Holz, sie ziehen ihr Parfüm aus Sägemehl hinter sich her. Mittags halten wir am Straßenrand und breiten eine Decke auf dem Boden aus, zwischen den Strohlumen und den Weidenröschen, und essen, was unsere Mutter zubereitet, Brot und Sardinien, oder Brot und Käse, oder Brot und Sirup, oder Brot und Marmelade, wenn nichts anderes zu kriegen war. Fleisch und Käse sind knapp, weil sie rationiert sind. Das bedeutet, daß man ein Zuteilungsbuch mit bunten Marken hat.

Unser Vater macht ein kleines Feuer, um in einem Kessel Wasser für den Tee zu kochen. Nach dem Essen verschwinden wir zwischen den Büschen, einer nach dem anderen, mit Klopapier in der Tasche. Manchmal liegen dort bereits Fetzen von Klopapier, zwischen den Zweigen und vertrockneten Blättern, aber meistens ist keins da. Ich hocke mich hin, lausche hinter mir nach Bären, Tannennadeln stechen mir in die Beine, dann vergrabe ich das Toilettenpapier unter Zweigen und Baumrinde und Farnblättern. Unser Vater sagt, man muß alles immer so zurücklassen, als wäre man gar nicht dort gewesen.

Unser Vater geht in den Wald, er trägt eine Axt, einen Rucksack und eine große Holzkiste mit einem ledernen Schulterriemen. Er blickt hinauf, von einem Baum zum andern, und überlegt. Dann breitet er eine Zeltplane auf dem Boden aus, direkt unter dem Baum, den er ausgesucht hat, und legt sie um den Stamm. Er öffnet die Holzkiste, die in einzelne Fächer mit kleinen Flaschen unterteilt ist. Er schlägt mit dem stumpfen Ende seiner Axt gegen den Baumstamm. Der Baum erzittert; Blätter und Zweige und Raupen prasseln herunter, schlagen auf seinem grauen Filzhut auf, plumpsen auf die Zeltplane. Stephen und ich bücken uns, lesen die Raupen auf, die

weit stärkere Mitglieder der Horde dadurch aufrechterhalten, daß sie wie Pech und Schwefel zusammenhalten und vereint jedem einzelnen jüngeren Mann überlegen sind. Im genauer beobachteten Fall war einer der drei Senatoren ein beinahe zahnloser Greis, und die beiden anderen standen durchaus nicht mehr in der Blüte ihrer Jahre. Als die Horde einmal in Gefahr geriet, in baumlosem Gebiet einem Löwen in die Arme – oder besser gesagt in den Rachen – zu laufen, machten die Tiere halt, und die jungen starken Männchen formierten einen Verteidigungsring um die schwächeren Tiere. Der Greis aber ging *allein* voraus, löste umsichtig die gefährliche Aufgabe, den Standort des Löwen festzustellen, ohne von ihm gesehen zu werden, kam zur Horde zurück und führte sie auf einem weiten Umweg um den Löwen herum zu der Sicherheit der Schlafbäume. Alle folgten ihm in blindem Gehorsam, niemand zweifelte seine Autorität an.

Blicken wir zurück auf alles, was wir in diesem Kapitel aus der objektiven Beobachtung von Tieren darüber gelernt haben, in welcher Weise die intraspezifische Aggression der Erhaltung einer Tierart nützlich ist: Der Lebensraum wird unter den Artgenossen in solcher Weise verteilt, daß nach Möglichkeit jeder sein Auskommen findet. Der beste Vater, die beste Mutter wird zum Segen der Nachkommenschaft ausgewählt. Die Kinder werden beschützt. Die Gemeinschaft wird so organisiert, daß einigen weisen Männern, dem Senat, diejenige Autorität zukommt, die vorhanden sein muß, um Entscheidungen zum Wohle der Gemeinschaft nicht nur zu treffen, sondern auch durchzusetzen. Niemals haben wir gefunden, daß das Ziel der Aggression die Vernichtung der Artgenossen sei, wenn auch durch einen unglücklichen Zufall gelegentlich im Revier- oder Rivalenkampf ein Horn ins Auge oder ein Zahn in die Halsschlagader dringen kann und wenn auch unter unnatürlichen Umständen – unter solchen, die von der »Konstruktion« des Artenwandels nicht vorgesehen sind, zum Beispiel in Gefangenschaft – aggressives Verhalten vernichtende Wirkungen entfalten kann. Blicken wir ein wenig in unser Inneres und versuchen wir ohne Überheblichkeit, aber auch ohne uns selbst von vornherein als böartige Sünder zu betrachten, einmal unvoreingenommen festzustellen, was wir bei höchster aggressiver Erregung dem Mitmenschen, der sie auslöst, zufügen wollen. Ich glaube, ich mache mich nicht besser, als ich bin, wenn ich behaupte, daß die zielbildende, trieb-beruhigende Endhandlung

So sind Haltungen und Gefühlslagen nicht nur an persönlichen oder getragenen Gegenständen der Benutzer abzulesen, sondern auch an denen, die sie umgeben und rahmen. Wer würde nicht einen kahlrasierten Schädel als lesbares Zeichen sehen: Der Glatzkopf kann altersbedingt seine Haare verloren haben. Andererseits kann es sich auch um eine so ausgedrückte politische Haltung des Betreffenden handeln. Neben anderen interpretatorischen Ansätzen, zum Beispiel unter Berücksichtigung der aktuellen Modelage oder Religionszugehörigkeit, kann die Glatze aber auch ein krankheitsbedingtes Symptom sein.

Nicht nur wie die frisierbaren Körperteile, auch wie der außerhalb des Körpers liegende Raum aussieht, in dem jemand zuhause ist, ist aussagekräftig. Die Dinge, mit denen einer sich aus freien Stücken – oder auch gezwungenermaßen – umgibt, umreißen seine Persönlichkeit wenigstens grob oder teilweise. Im Weiteren definieren sich nicht nur Personen, sondern auch Gegenstände über ihren Kontext und über das Gefüge, in dem sie sich befinden, indem sie sich relativ zu ihren Nachbarn verhalten.

## 10

Um weniger gedankliche denn greifbare Dinge miteinander zu verfügen oder zu verknüpfen, eignet sich ein Stück Schnur, das beispielsweise den Hund mit seinem Besitzer verbindet, indem ein Ende in der Hand des Halters liegt und sein Pendant um den Hundehals geschlungen wird, in etwa so wie die Wäscheleine einen Pfosten mit dem anderen verbindet, dann aber freilich, um die Schnur als Aufhängevorrichtung dienen zu lassen, also mehr, wie eine Perlenkettenschnur zum Auffädeln gedacht ist und daher gegensätzlich zum Abbinden, wo nämlich einem kranken Menschen eine blaue Schnur um die Zehen geschlungen wird, um diese hinterher nach gewissen Beschwörungen um den Ast eines Holunderbaums zu knoten, auf dass dann eine Übertragung der Krankheit auf ihn stattfinden kann,

in der Sonne! Man kann alles so und so betrachten. Im »Wanderer« hatten sie extra eine Rubrik eingerichtet für Heimatliebe, wo sie von »schwarzen Diamanten« schrieben. Aber wie der Schwientek damals verunglückt war und im Lazarett so was in der Zeitung las, dachte er sich auch: Scheiße, nich Diamanten!

Die Frau Schwientek sagte einmal zur Frau Larisch: »Wie man manchmal alles so verschieden erleben kann! Sehn Sie, damals unser Vater! Wie der verunglückt war und sie uns die Wohnung schon gekündigt hatten, da kam unsre Tochter Hedel genau richtig mit dem Jankowski. Der hatte schon eine Arbeit auf der Grube, wir konnten die Wohnung umschreiben lassen, direkt auf ihn, da hab ich vorläufig erstmal Gott auf Knien gedankt und hab nich viel gefragt. Aber wissen Sie, manchmal mach ich mir solche Gedanken, weil dem Jankowski doch der eine Finger fehlt. Grade rechts, an der wichtigsten Hand, der Goldfinger, und er muß den Trauring am Sonntag direkt auf ein' andern Finger stecken. Wenn ein Finger fehlt, fehlt was, und ein Mensch is dann halt doch nich mehr ganz. Das Mädél hätte sich mit dem, was sie kann – Kochen kann sie, sag ich Ihn' und sauber is sie! –, hätte sie sich was Besseres verdient. Manchmal denk ich mir so: Es könnte ja mal was passieren. Es könnte eine Situation kommen, und der Mann müßte beispielsweise einen Schwur ablegen. Vor Gericht, und es geht auf Leben und Tod, und dann – stell ich mir vor – würde ihm nicht der Goldfinger fehlen, sondern ein Schwurfinger, zum Beispiel der Zeigefinger. Was macht er da? Mir kann einer sagen, was er will, aber der Mensch is bloß ganz, wenn er noch alles hat. Manchmal denk ich mir wieder, man soll sich gar nich so viele Gedanken machen, denn es kommt wie es kommt. Heute rot morgen tot, hat unsre Tante Hedel immer gesagt, genau so is das!«

Aber wenn ein Mensch viel unterwegs ist und Straßenbahn fährt und einmal in der Woche mit dem Güterzug

kennst bestimmt das Paradox des Kreterischen Lügners. Wenn der Kreter sagt, alle Kreter lügen immer, dann lügst er,

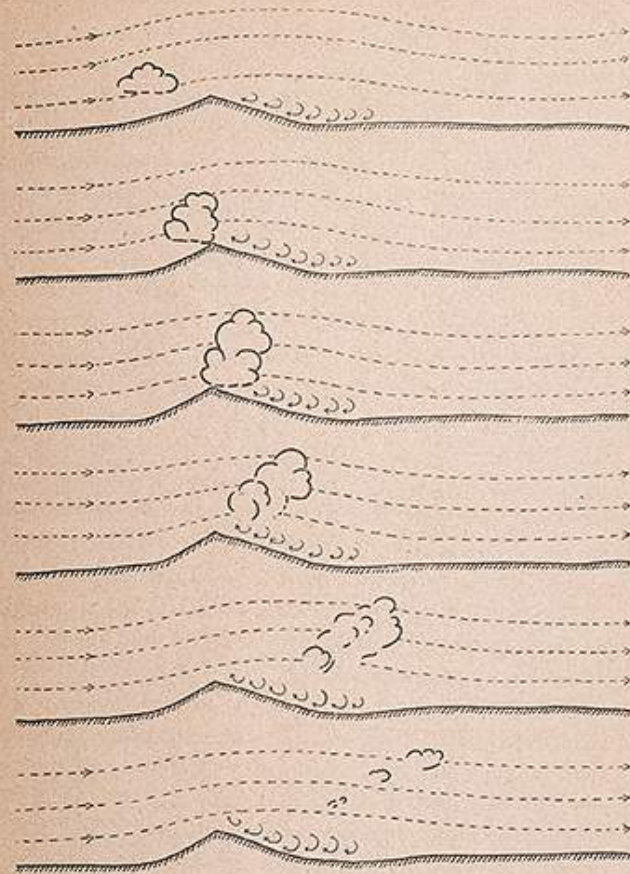


Abb. 37

dabei wird es kälter und seine Taupunktdifferenz nimmt ab. Sobald diese irgendwo  $0^{\circ}$  erreicht, bildet sich eine Wolke und wächst, solange die Hebung anhält. Auf der dem Wind abgewendeten Seite, der Leeseite, löst sich die entstandene Bewölkung rasch wieder auf, denn in der fallenden Luft nehmen Temperatur

allein Grund genug gewesen wäre, die Flinte wegzulassen. Dennoch muß ich trotz des aufgrund der Humanität erhobenen Einspruchs bezweifeln, daß gleich wertvolle Sportzweige je diese ersetzen können; als ich ängstlich von einigen meiner Freunde gefragt wurde, ob sie ihre Buben jagen lassen sollten, antwortete ich: »Ja«, in der Erinnerung daran, daß dies einer der besten Teile meiner Erziehung war. Laßt sie Jäger werden! Wenn sie's auch zuerst nur als Sport betreiben, so werden sie mit der Zeit womöglich gewaltige Jäger, denen kein Wild in irgendeinem Urwald groß genug ist – Menschenjäger und Menschenfischer. Insofern bin ich der gleichen Ansicht wie Chaucers Nonne, die

»Keine gerupfte Henne gab für den Text,  
Daß die Jäger nicht seien heilige Männer.«<sup>9</sup>

Es gibt sowohl in der Geschichte des Individuums wie in der des Menschengeschlechts eine Periode, in welcher die Jäger die »besten Männer« sind, wie die Algonquin-Indianer sie nannten. Man kann nur den Jungen bemitleiden, der nie eine Flinte losschießen durfte; er ist darum nicht humaner, nein, seine Erziehung wurde schwer vernachlässigt. Dies war meine Antwort in bezug auf die jungen Leute, welche gerne dieser Beschäftigung nachgegangen wären, und ich gab sie im Vertrauen darauf, daß sie bald aus der Lust dazu herauswachsen würden. Kein menschlich fühlendes Wesen, welches über das gedankenlose Knabenalter hinaus ist, wird mutwillig ein Geschöpf umbringen, das

fahl und vertrocknet aussah. Julias Haut runzelte sich und schmerzte vor Trockenheit.

Plötzlich sagte sie: »Das geht nicht, Kenneth. Du kannst dich nicht so benehmen.« Sie stand auf, drehte den Rücken zum Feuer und blickte die beiden Männer ruhig an. Sie hatte das Gefühl, innerlich zu verdorren und zu vertrocknen. Sie wog nicht mehr als ein Zweig. In ihren Adern rann kein Blut. Kenneths Verrat hatte sie an einer Stelle verwundet, die sie nicht benennen konnte. Sie besaß keine Substanz, und so fühlte sie sich auch.

Die Männer sahen eine große, stattliche Frau, eher etwas kräftig, mit starken Backenknochen. Kummer umwölkte jetzt ihre offenen blauen Augen – aber sie war noch immer bekümmert, wenn auch mit einem Anflug von Humor. Julia zwang die Männer, sie anzusehen, Vergleiche anzustellen. Sie forderte sie heraus. Sie zwang sie sogar, die gewohnte Treue zu brechen, die in gütiger Zartheit ständig neu schaffend die Augen der Liebenden gegen Veränderungen blind macht.

Sie sahen diese starke, alternde Frau – die Gefährtin ihres Lebens. Sie stand noch immer im Gewand der Schönheit vor ihnen – sie bot einen erfreulichen Anblick –, aber das Licht der Schönheit war erloschen. Vielleicht erinnerten sie sich an die Julia von damals... an den Nachmittag am Meer, als sie ihr zum ersten Mal begegneten... oder an ihre Ankunft auf der Farm: eine junge, lebhaft, schlanke, eher knabenhafte Frau mit glatten, kurzgeschnittenen Haaren und lebhaften, belustigten blauen Augen.

